

dtv

»Wir erklären Reinmar von Bielau für mit dem ewigen Anathema belegt, mit Luzifer und den gefallenen Engeln in den Höllenschlund verdammt. Wir zählen ihn zu den dreifach Verdamnten, ohne jegliche Hoffnung auf Vergebung. Möge sein Licht auf immer und von Ewigkeit zu Ewigkeit erloschen sein, als Zeichen dafür, dass er als Verdammter im Gedächtnis der Kirche und der Menschen ausgelöscht ist. So soll es sein!«

Reinmar von Bielau, der Kräuterkundler und Medicus, genannt Reynevan, wird von seinem Erzfeind, dem Bischof von Breslau, auf spektakuläre Weise wegen »Verbrechen und Zauberei« verdammt. Unser Held verliert dennoch nicht den Mut, sondern sucht weiter nach seiner Nicoletta, die von Anhängern des Bischofs entführt worden ist. Seine Suche führt ihn nach Schlesien, Böhmen und auch in die deutschen Gebiete, durch die sich ein blutiger Krieg wälzt. . .

»Dieses Werk wird auch hierzulande jene begeistern, die epische Länge, eine bunte historische Kulisse und skurrile Figuren bevorzugen.« (Reutlinger Generalanzeiger)

Andrzej Sapkowski, geboren 1948, ist Wirtschaftswissenschaftler, Literaturkritiker und Schriftsteller und lebt in Łódź. Sein Fantasy-Zyklus um den Hexer Geralt, der ebenfalls bei dtv erschienen ist, erreicht weltweit Millionenauflagen und wurde mit verschiedenen Literaturpreisen ausgezeichnet. »Lux perpetua« ist der dritte Band seiner großen Mittelalter-Trilogie um den schlesischen Medicus Reinmar von Bielau, die mit dem renommierten polnischen EMPIK-Preis ausgezeichnet wurde und komplett bei dtv lieferbar ist.

Andrzej Sapkowski

Lux perpetua

Roman

Aus dem Polnischen
von Barbara Samborska

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Andrzej Sapkowski
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag u. a. erschienen:
Narrenturm (21184)
Gottesstreiter (21247)

Anmerkungen und Übersetzungen zu den im Text
vorkommenden fremdsprachigen Zitaten
und Begriffen ab S. 685

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Ungekürzte Ausgabe 2011
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2006 Andrzej Sapkowski
Titel der polnischen Originalausgabe:
›Lux perpetua‹
(Niezależna Oficyna Wydawnicza NOWA Sp. z o.o., Warschau 2006)
© 2007 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›The Just Judges and the Knights of
Christ‹ (1432) von Hubert Eyck (Bridgeman Giraudon)
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21311-0

Dem Andenken von Jewgeni Wajsbrod, einem großartigen Menschen und hervorragenden Übersetzer, der über ein halbes Jahrhundert unseren russischen Freunden die polnische Literatur nähergebracht hat, widme ich diesen Roman.

Der Autor

Prolog

*Dies irae, dies illa,
solvet saeculum in favilla
teste David cum Sibylla ...*

Tag der Rache, Tag der Sünden, wird das Weltall sich entzünden, wie Sibyll und David kündeten. Welch ein Graus wird sein und Zagen, wenn der Richter kommt, mit Fragen streng zu prüfen alle Klagen! Laut wird die Posaune klingen, durch der Erde Gräber dringen, alle hin zum Throne zwingen...

*Trararara, trararara, trararara dum, dum dum ...
Lacrimosa dies illa
qua resurget ex favilla
iudicandus homo reus.
Huic ergo parce, Deus.*

Oo, o weh, o weh, o weh, Ihr werten Herren und Zuhörer, der Tag der Rache naht, der Tag des Verhängnisses, der Tag der Tränen. Der Tag des Gerichts naht und der Tag der Strafe. Wie es im Brief des Johannes steht: *Antichristus venit, unde scimus quoniam novissima hora est.* Der Antichrist kommt, er zieht heran, unser letztes Stündlein kommt. Das Ende der Welt ist nahe und das Ende jeglichen Seins...

Mit anderen Worten: Es sieht, verdammt noch mal, nicht gut aus.

Der Antichrist, Ihr lieben Herren und Zuhörer, wird vom Stamme Dan sein.

In Babylon wird er geboren werden. Am Weltenende wird er erscheinen, ein halbes Viertel eines Jahres wird er zu herrschen vermögen. In Jerusalem wird er einen Tempel erbauen, die Könige gewaltsam unterdrücken und Gottes Kirche ruinieren. Auf einem Feuerofen wird er daherfahren und überall seltsame Werke tun. Er wird seine Wunden zeigen und damit die gläubigen Christen täuschen. Er kommt mit Feuer und Schwert, Gotteslästerung wird seine Macht sein, seine Schultern die Abtrünnigkeit, sein rechter Arm die Vernichtung und sein linker Arm das Dunkel. Sein Antlitz ist das eines wilden Tieres, mit hoher Stirn und zusammengewachsenen Brauen . . . Sein rechtes Auge geht auf wie der Morgenstern, das linke ist starr und grün wie das einer Katze und hat statt einer Pupille zwei. Seine Nase ist wie ein Abgrund, der Mund ist eine Elle hoch und die Zähne eine Spanne breit. Seine Finger sind wie eiserne Sensen . . .

Was denn, was denn! Was schreit Ihr denn einen alten Mann so an, werte Herren? Warum müsst Ihr denn gleich drohen? Wozu, weshalb? Ich erschrecke Euch? Ich lästere? Ich krächze das Unglück herbei wie ein Rabe? Keinesfalls, Ihr werten Herren, ich krächze nichts herbei! Ich sage nur die Wahrheit, die heilige, reinste Wahrheit, wie sie von den Kirchenvätern beglaubigt wird. Ja, sogar in den Evangelien bewiesen wird! In den Apokryphen? Was macht das schon, wenn's in den Apokryphen ist? Diese ganze Welt ist doch apokryph!

Was bringst du denn herbei, liebes Mädchen? Was schäumt denn da in den Krügen? Doch nicht etwa Bier?

Ach, vorzüglich... Schweidnitzer, da gehe ich doch wohl nicht fehl...

Holla! Schaut doch mal aus dem Fenster, Ihr Herren! Sollte mich, einen alten Mann, etwa mein Blick trügen? Scheint es mir nur so, oder spitzt endlich die Sonne hinter den Wolken hervor? Bei Gott, ja! Endlich, endlich ist's vorbei mit dem Regen und dem miesen Wetter. Wahrhaftig, seht doch nur, da umhüllt ein Glanz die Welt und strömt in hellem Goldstrahl vom Himmel herab. Und das Licht wird gewaltig sein...

Lux perpetua.

Das wünscht man sich doch. Das ewige Licht. Das wünscht man sich...

Was sagt Ihr? Jetzt, wo der Regen aufhört, reicht's mit dem Herumsitzen in der Schenke, wird es Zeit, sich auf den Weg zu machen? Und deshalb soll ich nicht herumschwatzen, sondern einen Zahn zulegen, um zum Ende zu kommen? Zu Ende erzählen, wie es weitergegangen ist mit Reynevan und seiner geliebten Jutta, mit Scharley und Samson in jener Zeit, in der Zeit jener grausamen Kriege, als das Blut in Strömen floss und Asche die Erde der Lausitz, Schlesiens, Sachsens, Thüringens und Bayerns schwarz färbte? Sogleich, Ihr Herren, sogleich. Ich werd's Euch schon erzählen, denn jede Erzählung strebt ja ihrem Ende zu. Aber, auch das muss ich Euch sagen, wenn Ihr auf ein glückliches oder gar fröhliches Ende der Erzählung hofft, muss ich Euch enttäuschen... Was denn? Ich erschrecke Euch schon wieder? Ich krächze? Ach, sagt doch selbst, wie soll man denn da nicht krächzen wie ein Rabe? Wenn sich in der Welt solche entsetzlichen Dinge zutragen? Wenn ganz Europa von Kampfeslärm widerhallt, seht doch nur mal?

Vor Paris wird das Blut auf den Schwertern der Franzosen und Engländer, der Burgunder und der Armagnacs nicht trocken. Immer noch dauern Mord und Brand auf französischer

Erde an, immer noch ist Krieg, wie Ovid sagt. Soll der womöglich gar hundert Jahre dauern?

England brodeln über von Revolten, Gloucester liefert sich Kämpfe mit Beaufort. Böses wird daraus entstehen, Ihr werdet noch an meine Worte denken, oh, Böses zwischen York und Lancaster, zwischen der Weißen und der Roten Rose.

In Dänemark donnern die Geschütze, Erich XIII., Herzog von Pommern, streitet mit der Hanse, verbissen bekämpft er die Herzöge von Schleswig und Holstein. Das bewaffnete Zürich hat sich gegen andere Kantone erhoben und bedroht die Einheit der Eidgenossenschaft. Mailand liegt im Kampf mit Florenz. In Neapels Straßen wüten die Eroberer, die Soldaten Aragons und Navarras.

Im Großfürstentum Moskau tanzen Schwerter und Fackeln, Vasilij II. liegt in verbissenem Kampf mit Jurij Dmitrievič, Vasilij Kosoj und Dmitrij Šemjaka. *Vae victis!* Die Besiegten weinen rote Tränen aus blutigen Augenhöhlen. Der wackere Johannes Hunyadi kämpft erfolgreich gegen die Osmanen. Árpáds Kinder gewinnen die Oberhand! Aber hängt nicht bereits der Schatten des Halbmonds wie ein Damoklesschwert über Siebenbürgen, über den Tälern der Drau, der Theiß und der Donau? Oh, den Magyaren steht womöglich ein ähnlich trauriges Schicksal bevor wie den Bulgaren und Serben.

Venedig zittert, wenn Murād II. mit bluttriefendem Krummsäbel Epiros und Albanien verwüstet. Das Byzantinische Reich ist auf die Größe Konstantinopels geschrumpft, Johannes VIII. Palaiologos und sein Bruder Konstantinos XI. Palaiologos blicken verängstigt von den Mauern herab und halten Ausschau, ob der Osmane schon heranzieht. Vereinigt Euch, ihr Christen in Ost und West, angesichts des gemeinsamen Feindes!

Aber es ist wohl schon zu spät . . .

Der große Tag des Herrn ist nahe, und es wird ein Tag des Zornes, ein Tag der Drangsal und der Plage sein, ein Tag der Vernichtung und der Verwüstung, ein Tag der Dunkelheit und der Dämmerung, ein Tag der Wolken und Gewitter.

Dies irae . . .

König David hat ihn in den Psalmen vorausgesagt, der Prophet Zephanja hat ihn verkündet, die heidnische Seherin Sibylle hat ihn vorausgesehen. Wenn Ihr seht, dass ein Bruder den anderen dem Tode preisgibt, dass sich die Kinder gegen die Eltern wenden, dass das Weib ihren Mann verlässt und dass ein Volk gegen ein anderes Krieg beginnt, dass Hunger auf der ganzen Erde herrscht, viele Seuchen und zahlreiche Plagen, dann werdet Ihr erkennen, dass das Ende nah ist . . . Hä? Was sagt Ihr? Dass das, was ich geschildert habe, jeden Tag geschieht, tagtäglich und andauernd? Und nicht nur in letzter Zeit, sondern seit Jahrhunderten, und dass es immer so weitergehen wird? Ha, Ihr habt recht, sowohl Ihr, edler Ritter mit dem Habdank-Wappen, wie auch du, ehrwürdiger Bruder des heiligen Franziskus. Ihr habt recht, die Ihr nickt und gescheit dreinschaut, sowohl Ihr, edle Herren, als auch Ihr, fromme Mönche, und Ihr, gute Kaufleute. Recht habt Ihr. Überall lauern Bosheit und Verbrechen. Tagtäglich ereignet sich der Brudermord, überall wird Treuebruch begangen, ständig wird Blut vergossen. Ich glaube, das Jahrhundert des Verrats, der Gewalt, das Jahrhundert der unaufhörlichen Kriege ist angebrochen. Woran soll man denn ersehen, bei dem, was ringsumher geschieht, ob das nun schon das Ende der Welt ist oder eher nicht? Wie soll man es erkennen? Welche Zeichen sagen es uns, welche *signa et ostenta*?

Ich sehe, Ihr nickt immer noch, werte Herren, Ihr guten Bürger und heiligen Mönche. Ich weiß, was Ihr denkt, denn auch ich habe schon oft darüber nachgedacht.

Vielleicht, dachte ich mir, geschieht dies ganz ohne ein Zeichen? Ohne Warnsignal? Ohne Vorwarnung? Ganz einfach so, platsch! Und Schluss, *finis mundi*! Vielleicht gibt es gar kein Erbarmen? Vielleicht gibt es gar keine Gerechten in Sodom? Vielleicht wird uns gar kein Zeichen gesandt, weil wir ein Stamm von Abtrünnigen sind?

Fürchtet Euch nicht. Es wird ein Zeichen geben. Die Evan-

gelisten haben es beschworen. Die echten wie auch die apokryphen.

Es wird Zeichen geben, an der Sonne, am Mond und an den Sternen, und auf Erden die Furcht der Völker vor dem Tosen des Meeres und seiner Stürme. Die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Die Sonne verhüllt sich, der Mond sendet kein Licht mehr, und die Sterne stürzen vom Himmel herab. Und die vier Winde werden aus ihren Verankerungen gelöst. *Movebuntur omnia fundamenta terrae*, Erde und Meer werden erzittern, und mit ihnen Berge und Hügel. Und aus den Himmeln wird die Stimme des Erzengels ertönen und bis in die tiefsten Spalten der Erde vernommen werden.

Und sieben Tage lang werden mächtige Zeichen am Himmel sein. Welche das sein werden, sage ich Euch. Hört zu!

Am ersten Tag kommt eine Wolke von Norden her. Und aus ihr fällt ein blutiger Regen auf die ganze Erde nieder.

Am zweiten Tag wird die Erde von ihrem Platz bewegt; die Pforten des Himmels öffnen sich von Osten her, und der Rauch eines gewaltigen Feuers wird den Himmel verdunkeln. Und an diesem Tag wird große Furcht und Schrecken auf der Welt sein.

Am dritten Tag brüllt der Schlund der Erde an allen vier Enden der Welt, und die ganze Weite des Erdkreises wird von Schwefelgestank erfüllt sein. Und so wird es sein bis zur zehnten Stunde.

Am vierten Tag wird sich die Sonnenscheibe verhüllen, und große Dunkelheit wird herrschen. Der Raum wird finster ohne Sonne und Mond, und die Sterne sagen ihren Dienst auf. So wird es sein bis zum Morgen.

Am sechsten Tag bricht ein nebliger Morgen an . . .

Erstes Kapitel

in dem Reynevan, der versucht, die Spur seiner Liebsten zu finden, mannigfache Widrigkeiten begegnen. In Sonderheit wird er verflucht. Im und außer Haus, stehend und sitzend, und in all seinem Tun. Europa indessen verändert sich. Indem es sich neue Kampftechniken aneignet.

Der Morgen war nebelverhangen, und für Februar war es ziemlich warm. Während der Nacht hatte Tauwetter eingesetzt, seit dem Morgengrauen taute der Schnee, die Abdrücke der Hufeisen und die Spurrinnen der Wagen füllten sich eilends mit schwarzem Wasser. Die Deichseln und die Zugstränge knarnten, die Pferde schnaubten, und die Kutsherer fluchten schläfrig vor sich hin. Der nahezu dreihundert Wagen zählende Zug bewegte sich nur langsam vorwärts. Über ihm lag ein schwerer, erdrückender Geruch von Salzheringen.

Sir John Fastolf schaukelte schläfrig in seinem Sattel hin und her.

Nach einigen Frosttagen war plötzlich Tauwetter eingetreten. Der nasse Schnee, der die Nacht über gefallen war, schmolz rasch dahin. Schmelzwasser troff von den Fichten.

»Auf sie! Schlagt zu!«

»Haaaa!«

Ein gewaltiger Kampfeslärm erschreckte die Krähen, die Vögel flatterten von den kahlen Zweigen auf und bedeckten den Himmel mit einem schwarzen, sich fortbewegenden Mosaik, ein Krächzen erfüllte die mit eisiger Feuchtigkeit geschwängerte Luft. Ein Schrei.

Es wurde kurz, aber verbissen gekämpft. Hufe durchpflügten den Schneematsch und vermengten ihn mit Schlamm. Pferde wieherten und stöhnten hell auf, Menschen schrien. Die einen vor Kampfeslust, die anderen aus Schmerz. Es hatte urplötzlich begonnen und endete rasch.

»Hooo! Sammeln! Sammeln!«

Und noch einmal erklang es leiser, schon weiter entfernt.

Dohlen krächzten und kreisten über dem Wald. Das Dröhnen der Hufe wurde allmählich schwächer. Die Schreie wurden leiser.

Blut färbte die Pfützen und sickerte in den Schnee.

Der verwundete Soldat hörte den Reiter, der sich näherte, das Schnauben des Pferdes und das Klirren des Zaumzeugs hatten ihn alarmiert. Er stöhnte und versuchte aufzustehen, aber es gelang ihm nicht, die Anstrengung mehrte nur den Blut-schwall, der zwischen den Platten des Brustpanzers in einem karminroten Strahl hervorsprudelte und über das Blech herabfloss. Der Verwundete presste seinen Rücken heftiger gegen einen umgestürzten Baumstamm und zog seinen Dolch. Er wusste nur zu gut, was für eine erbärmliche Waffe dies in den Händen von jemandem war, der nicht aufstehen konnte, weil ein Speer seine Seite durchbohrt und sich sein Bein beim Sturz des Pferdes verdreht hatte. Der herankommende schwarze Junghengst war ein »Trippler«, die eigenartige Bewegung der Beine fiel einem sofort auf. Der Reiter jenes schwarzen Pferdes hatte kein Kelchzeichen auf der Brust, also war er wohl keiner von den Hussiten, mit denen der Trupp, zu dem der Waffenknecht gehörte, kurz zuvor gekämpft hatte. Der Reiter trug keine Rüstung. Auch keine Waffen. Er sah aus wie ein gewöhnlicher Reisender. Der verwundete Soldat wusste jedoch nur zu gut, dass es jetzt, im Februar 1429, auf den Anhöhen um Striegau keine Reisenden gab. Im Februar 1429 reiste niemand über die Anhöhen von Striegau und durch die Ebene von Jauer. Der Reiter betrach-

tete ihn lange, im Sattel verharrend und auf ihn herabsehend. Lange und schweigend.

»Die Blutung muss gestillt werden«, sagte er schließlich. »Ich kann das tun. Aber nur, wenn du vorher diesen Dolch wegwirfst. Tust du das nicht, reite ich weiter, dann musst du dir allein helfen. Entscheide selbst.«

»Niemand ...«, stöhnte der Soldat, »wird Lösegeld für mich zahlen ... Sag nicht, ich hätte dich nicht gewarnt ...«

»Wirfst du nun deinen Dolch weg oder nicht?«

Der Soldat fluchte leise, nahm den Dolch und schleuderte ihn in hohem Bogen davon. Der Reiter stieg vom Pferd, öffnete ungeschickt die Satteltaschen und kniete dann mit einer ledernen Tasche in der Hand neben dem Verwundeten. Mit einem kurzen Klappmesser durchschnitt er die Riemen, mit denen die beiden Platten des Brustpanzers mit der Rückenplatte verbunden waren. Er zog die Brustplatten herunter, zerschnitt den blutgetränkten Hacqueton, schob ihn beiseite, beugte sich weit vor und musterte die Wunde.

»Nicht schön ...«, brummte er. »Das sieht gar nicht gut aus. *Vulnus punctum*, eine Stichwunde. Sie ist tief ... Ich werde dir einen Verband anlegen, aber ohne Hilfe kommen wir nicht zu recht. Ich bringe dich nach Striegau.«

»Striegau ... wird belagert ... Die Hussiten ...«

»Ich weiß. Beweg dich nicht.«

»Ich glaub' ...«, stieß der Soldat keuchend hervor, »ich glaub', ich kenne dich ...«

»Denk dir nur, mir kommt deine Visage auch irgendwie bekannt vor.«

»Ich bin Wilkosch Lindenau ... Knappe des Ritters von Borschnitz, Gott hab ihn selig ... Das Turnier in Münsterberg ... Ich hab' dich in den Turm geführt ... Du bist doch ... du bist doch Reinmar von Bielau ... nicht wahr?«

»Mhmm.«

»Du bist doch ...«, die Augen des Soldaten weiteten sich vor Entsetzen, »Jesus ... du bist ...«

»Verflucht im Haus und außer Haus? Das stimmt. Jetzt wird es wehtun.«

Der Soldat biss die Zähne zusammen. Gerade noch rechtzeitig.

Eigentlich musste man nach solch einer Salve mit einem Sturmangriff rechnen, aber nichts deutete darauf hin. Die hinter den Schanzen diensttuenden Abteilungen schickten noch eine weitere Salve aus ihren Bögen, Haken- und Tarrasbüchsen hinüber, während sich die anderen an den Biwakfeuern und Kochkesseln dem Müßiggang hingaben. Auch um die Zelte des Stabes, über denen die Standarten mit Kelch und Pelikan recht träge im Wind schaukelten, war keinerlei gesteigerte Aktivität zu beobachten.

Reynevan führte eben das Pferd in Richtung Stab. Die Waisen, an denen sie vorüberkamen, blickten sie gleichgültig an, niemand hielt sie an, keiner rief ihnen etwas zu, keiner fragte, wer sie seien. Die Waisen hätten Reynevan sehr wohl erkennen können, schließlich war er mit vielen von ihnen bekannt. Aber genauso gut konnte es ihnen auch egal sein.

»Den Hals werden sie mir hier abschneiden...«, murmelte Lindenau im Sattel vor sich hin. »Von Schwertern zerhauen... diese Häretiker... die Hussiten... die Teufel...«

»Sie werden dir nichts zuleide tun.« Reynevan versuchte angesichts der sich nähernden, mit Wurfspießen und Stichwaffen ausgestatteten Patrouille, sich selbst davon zu überzeugen. »Aber sag zu deiner eigenen Sicherheit besser ›Böhmen‹. *Vitáme vas, bratři!!!* Ich bin Reinmar von Bielau, erkennt ihr mich? Wir brauchen einen Medicus! Den *felčar!* Ruft doch bitte den *felčar!*«

Als Reynevan beim Stab auftauchte, wurde er von Brázda von Klinštejn sofort mit Umarmungen und Küssen begrüßt, anschließend machten sich Jan Kolda von Žampach, die Brüder Matěj und Jan Salava z Lipé, Piotr der Pole, Vilém Jeník und

andere, die er nicht kannte, daran, seine Hand zu schütteln und ihm auf die Schulter zu klopfen. Jan Královec von Hradek, der Hauptmann der Waisen und Anführer auf diesem Feldzug, ließ sich nicht zu überschwänglichen Gefühlsbekundungen hinreißen. Und er sah auch gar nicht überrascht aus.

»Reynevan«, sagte er mit Eiseskälte, »sieh an, sieh an. Ich begrüße den verlorenen Sohn. Ich wusste, dass du zu uns zurückkehren würdest.«

»Es wird Zeit, Schluss zu machen«, sagte Jan Královec von Hradek. Er lotste Reynevan durch die Linien und Stellungen. Sie waren allein. Královec hatte gewollt, dass sie unter sich blieben. Er wusste nicht, wer Reynevan geschickt hatte und womit, er erwartete geheime Nachrichten, die ausschließlich für seine Ohren bestimmt waren. Als er erfuhr, das Reynevan nicht als Sendbote und ohne wichtige Mitteilungen gekommen war, verdüsterte sich seine Miene.

»Es wird Zeit, Schluss zu machen«, wiederholte er und stieg auf die Schanze, um die Temperatur des Bombardenrohrs zu überprüfen, das mit nassen Fellen gekühlt wurde. Er blickte zu den Mauern und Basteien von Striegau hinüber. Reynevan startete immer noch die Ruinen des zerstörten Karmeliterklosters an. Den Ort, an dem er vor einer ganzen Ewigkeit Scharley zum ersten Mal begegnet war. Eine ganze Ewigkeit, dachte er. Vier Jahre.

»Es wird Zeit, Schluss zu machen.« Královecs Stimme riss ihn aus seinen Gedanken und Erinnerungen. »Höchste Zeit. Wir haben das Unsrige getan. Dezember und Januar haben genügt, um Reinerz, Habelschwerdt, Münsterberg, Strehlen, Nimptsch, das Zisterzienserkloster in Heinrichau und eine Unzahl von kleinen Städtchen und Dörfern zu erobern und zu plündern. Wir haben den Deutschen eine Lehre erteilt, an die sie sich noch lange erinnern werden. Aber Fastnacht ist schon vorbei, es ist Aschermittwoch, verdammt, der neunte Februar. Wir kämpfen nun schon mehr als zwei Monate, und noch dazu

Wintermonate! Wir sind an die vierzig Meilen marschiert. Wir schleppen Wagen mit uns mit, die schwer beladen sind mit Beute, ganze Rinderherden treiben wir vor uns her. Aber die Moral sinkt, die Leute sind müde. Schweidnitz hat uns Widerstand geleistet, obwohl wir es fünf Tage lang belagert haben. Ich will dir die Wahrheit sagen, Reynevan, wir hatten keine Kraft mehr zu einem Sturm. Wir haben sie aus unseren Büchsen beschossen, Feuer auf die Dächer gefegt, Angst verbreitet, damit sich die Schweidnitzer vielleicht endlich ergeben oder wenigstens übers Lösegeld verhandeln wollen. Aber Herr von Kolditz hatte keine Angst vor uns, und wir mussten unverrichteter Dinge abziehen. Wie man sieht, hat sich Striegau ein Beispiel daran genommen, denn es hält sich tapfer. Und wir spielen wieder die Schrecklichen, wir erschrecken sie, ballern mit Bombarden, schlagen uns mit den Breslauer Truppen, die ständig versuchen, uns anzugreifen, in den Wäldern herum. Aber ich sag' dir die Wahrheit: Auch hier werden wir leer ausgehen. Werden wir abziehen müssen. Nach Hause. Weil's Zeit ist. Was meinst du?«

»Ich meine gar nichts. Du bist hier doch der Anführer.«

»Der Anführer, der Anführer.« Der Hauptmann drehte sich abrupt um. »Eines Heeres, dessen Moral böse gesunken ist. Und du, Reynevan, zuckst mit den Achseln und meinst gar nichts. Und was tust du? Rettest einen verwundeten Deutschen. Einen Papisten. Bringst ihn her und verlangst von unserem Wundarzt, dass er ihn behandelt. Du erweist einem Feind Barmherzigkeit? Vor den Augen aller? Du hättest ihn im Wald abschlachten müssen, verdammt noch mal!«

»Das meinst du doch nicht im Ernst?«

»Ich hab' es mir geschworen . . .«, presste Královec zwischen den Zähnen hervor. »Nach Ohlau . . . Ich habe mir geschworen, dass ich nach Ohlau keinem von ihnen mehr Pardon geben werde. Keinem Einzigen!«

»Wir können doch nicht aufhören, Menschen zu sein.«

»Menschen?« Dem Hauptmann der Waisen trat fast der